

„richtigen“ Weltbildes ihren Ingrim und ihre Kraft; auch die Wissenschaft ist das Kind des Menschen, des Menschen mit seinem Widerspruch, des subjektiven, allzumenschlichen Menschen. Keineswegs kann ich dem Physiker Duhem beistimmen, der (*La science allemande* 1916, S. 104 ff.) das Menschliche in der Wissenschaft nur als „Deformation“ der ewigen und vollkommenen Wahrheit gelten lässt. Es mag das für die Naturwissenschaften angehen, für die Geisteswissenschaften möchte ich bis zu gewissem Grade Spenglers Wort unterschreiben: „Natur soll man wissenschaftlich traktieren, über Geschichte soll man dichten“<sup>1</sup>, d. h. vielmehr, zu wissenschaftlicher Brauchbarkeit reduziert, die in der Dichtung wie in der Wissenschaft notwendige Intuition und Phantasie nicht ausschalten. Dies hervorgehoben zu haben, ist Schürrs Verdienst<sup>2</sup>. Unwissenschaftlich wird der Subjektivismus in der Wissenschaft, wenn er die Errungenschaften früherer Generationen leichtsinnig in den Wind schlägt, die wissenschaftliche Tradition entzwei-reissen lässt, wenn er — was der Kunst ohne weiteres erlaubt ist — die Wirklichkeit vergewaltigt. Und wir haben ja erlebt, wie alle drei Schulen langsam, schüchtern, aber sicher zum Empirismus, zum Atomisieren der geistigen Prozesse zurücksteuern: am ausgesprochensten Bally, der das Experiment verlangt, ziemlich deutlich Gilliéron, wenn er die stilistischen Wertigkeiten prüft, und schliesslich auch Vossler, der seine synthetischen Aperçus von seinen Schülern historisch stützen lässt.

Die Entwicklung, die Schürr an sich durchgemacht hat, vom strengsten Positivismus zum Idealismus hin, ist wohl typisch für die Romanisten der jüngeren Generation. Ich kann nur sagen, dass ich am eigenen Leibe dasselbe gespürt habe: beim Beginn meiner wissenschaftlichen Arbeit, vor nunmehr zwölf Jahren, hatte ich nur an räumliche Ausdehnung meiner Forschung, etwa auf neue Sprachgebiete, Sprachdenkmäler hin, gedacht — da aber kam die in mir und um mich einsetzende seelische Krisis, die eine veränderte Einstellung zu der Sprachwissenschaft gebot. Nicht materielle Verbreiterung, sondern seelische Vertiefung

<sup>1</sup> Verlangt doch auch ein Vertreter einer so exakten Wissenschaft wie der Mathematik, E. Study, *Denken und Darstellung* (1921), S. 15 in dem Abschnitt „Was ist wertvoll?“: „Vor allen Dingen muss der Forscher Phantasie haben: Die reine Logik ist unfruchtbar, weil sie sich sofort ins Uferlose verliert.“ — Die von Study angeschnittene Frage „Was ist wertvoll?“ wird vom positivistisch gesinnten Sprachwissenschaftler gern gemieden oder sophistisch umgangen. Auf die naive Frage eines Dissertanden, der etwa die Reime eines altfrz. Gedichts, die Lautverhältnisse eines Dialekts usw. rein tatsachenmässig untersuchen soll, an den Lehrer: „Wozu ist diese Arbeit gut?“ kann dieser beim besten Willen manchmal nichts antworten. Denn schliesslich wäre die genaue Feststellung des Warum der So-und-so-Anordnung eines Telefonbuches oder der Häuser eines Dorfes genau so wissenschaftlich. Ohne ein festes kulturelles, allgemeinmenschliches Ziel vor Augen geraten wir ins Uferlose. [Neuerdings kämpft gegen die Ausschaltung aller Wertung in der Sprachwissenschaft Debrunner, *Ilbergs Jahrb.* 1922.]

<sup>2</sup> Man pflegt gern als Beleg für die Behauptung, dass neues Material schon genüge, um wissenschaftliche Fortschritte zu sichern, den französischen Sprachatlas anzuführen. Er scheint mir gerade das Gegenteil zu beweisen: vor Gilliérons an ihn anschliessenden Studien hatte niemand die Tragweite der Atlasforschung geahnt. Ähnlich fusst Vosslers und Saussures Forschung nicht so sehr auf neuem Material, beide Gelehrte ahnen nur neue Zusammenhänge.

erheischte die neue Zeit. Allerdings wäre es undankbar gegen die positivistische Richtung, wenn wir nicht anerkannten, wieviel sie zu dem Archiv beigesteuert, an dessen Vitrinen wir allgemeine Wahrheiten uns abzulesen bemühen. Dem Sprachphilosophieren musste der archivalische Museumsbetrieb vorgehen. Und überhaupt ist ja die Ueberwindung einer Richtung gleichbedeutend mit einem inneren Wachstum, das das Produktive an dem sogenannten Ueberlebten in sich aufgenommen hat. Schürr hätte seine indeterministische Welt- und Wissenschaftsanschauung nicht erworben, hätte er sich nicht so gründlich mit der deterministischen bekannt gemacht. Ob die heutige Einstellung der jüngeren Gelehrten die „richtigere“ oder mindestens zukunftsvollere ist als die der früheren Periode und ob Schürrs Abhandlung nicht selbst bloss ein Zeichen der Zeit, eine Spiegelung einer bestimmten Epoche unserer Kulturentwicklung darstellt, steht dahin. Im Augenblick, da einer bewährten Richtung der Prozess gemacht und ein neues Programm aufgestellt wird, ist manchmal jene schon wieder zu neuer Blüte reif, dieses schon überlebt — wie wir gerade jetzt an dem drauflostheoretisierenden und dabei schon theoretisch überwundenen künstlerischen Expressionismus wahrnehmen. Andererseits bahnt heftiger Kampf gegen eine Lehre dieser selbst Bahn (wir bemerken es beim Sozialismus, zu dessen Abwehr die gegnerischen Kreise selbst sich sozialistisch organisieren): Vosslers Theorien, zuerst beföhdet und verfehmt, sind uns allmählich in Fleisch und Blut übergegangen, wir können nicht mehr von ihnen los, und selbst Einwände kleiden sich in ihm entlehnte Worte. So müssen wir denn mit der Aufnahmsbereitschaft für Gedanken und Stimmungen einer neuen Zeit Dankbarkeit für die Leistungen einer abgelaufenen verbinden.

Dass, wie Schürr S. 33 schreibt, Sprache sich von Kunst durch die Konventionslosigkeit letzterer unterscheiden soll, glaube ich nicht und glaubt Verf., wie er mir mitteilt, selbst nicht mehr.

Dass Bedeutungswechsel wie lt. *testa* ‚Scherbe, irdener Topf‘ > rom. ‚Schädel‘ aus einer Standessprache, wie z. B. der der Töpfer, zu erklären wäre (S. 62), halte ich nicht für nötig. Die parallelen argotfrz. *boule* usw. sprechen dagegen. Warum sollte die menschliche Phantasie nicht dazu ausreichen, ohne fachliche Beeinflussung eine Metapher aus einem Handwerkerwort zu bilden, wo doch die Standessprachen selbst poetische Vergleiche von weither holen (*faire une chandelle* im frz. Flieger-Argot, obwohl die Kerze in der modernen Technik „ausser Betrieb“ gesetzt ist; oder welche Rolle spielen Tiere, die man fast nie sieht, wie Bär, Kamel, Löwe, Tiger, in der volkstümlichen Onomasiologie!)?

Bonn.

Leo Spitzer.

**Sigm. Feist, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache.** Mit Einschluss des Krimgotischen und sonstiger gotischer Sprachreste. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Erste Lieferung: A—D. Halle, Niemeyer. 1920. 96 S. 8°.

Es ist ein recht niederdrückendes Bild, das Feists Buch von dem Stand unseres Wissens gewährt. Die Zahl der Wörter, deren Etymologie unumstritten feststeht, ist sehr gering; die Zahl derer, über die die Meinungen der Forscher auseinander gehn oder denen

sie ratlos gegenüber steht, ist *Legion*. Ob eine Verfeinerung, ob eine erneute Prüfung unserer Methoden hier Wandel schaffen wird, mag man billig bezweifeln. Einstweilen ist es höchst wertvoll und dankenswert, dass Feist mit umfassender Gelehrsamkeit all das vereinigt hat, was die Forschung bis jetzt über die Zusammenhänge einzelner gotischer Wörter beigebracht hat. F. zeigt ein bemerkenswertes Geschick der Darstellung und ein gesundes Empfinden für Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit. Nicht recht einverstanden bin ich öfters mit der Art, wie er innerhalb des Germanischen selbst die Wörter verknüpft. Bei *afdrugja* würde ich nicht sagen: „zu *drigkan*“, sondern: „zu *afdrigkan*“; ob *afhamon* ein Simplex *hamon* voraussetzt, ist doch sehr zweifelhaft; es ist wohl Zusammenbildung, die unmittelbar vom Nomen ausgeht; ebense stammt *anamajtjan* kaum von \**anamahts*, sondern von *mahts*, wie F. selber *anapivan* direkt auf *pius* zurückführt. Dass *aifei* auf ein Lallwort zurückgehe, wird auch von Schoof und von Stern angenommen (Clara und Will. Stern, Die Kindersprache, 2. Aufl., 304); über *aibr* hat vor Jahren auch Ignaz Peters gehandelt. Die etymologischen Versuche über *trimpan* halte ich für verfehlt; es ist sicher onomatopoetische Bildung. Dass in *bisunjane* ein Gen. stecke, will mir nicht einleuchten; ich kann ihn syntaktisch nicht begreifen; *bairabagens* setzt F. zu \**bairabasi* in Beziehung; aber wie? Ich denke, es ist ein alter Beleg für den Typus *Oelzweig* aus *Oelbaumzweig*, mit Unterdrückung des mittleren Gliedes *basi*. Könnte *dulps* nicht zu dem Stamm von *dwals* gehören? Uebel ist es, dass F. den schwachen ahd. Verben der j-Klasse die Endung *-an* statt *-en* gibt; ich würde ahd. *engi* nicht als i-Stamm, sondern als ja-Stamm bezeichnen (vgl. Germ. 23, 275).

Giessen.

O. Behaghel.

**Der Wehrstand im Volksmund.** Eine Sammlung von Sprichwörtern, Volksliedern, Kinderreimen und Inschriften an deutschen Waffen und Geschützen. Herausgegeben von **Rudolf Eckart**. München, Militärische Verlagsanstalt. 1917. 121 S.

Diese Sammlung verfolgt keine gelehrten Zwecke, sondern ist für das breitere Publikum bestimmt. Man darf daher von ihr auch keine wissenschaftliche Vollständigkeit verlangen; sie schöpft grösstenteils aus bekannten Quellen und bringt wenig Neues. Den Abschnitt „Soldatenlieder“ wünschte man wohl etwas reichlicher ausgestattet. Bei den Sprichwörtern müssten die echten Sprichwörter von den blossen herkömmlichen Redewendungen der Umgangssprache unterschieden werden, die zu bestimmten Zeiten oder bei einem bestimmten Stand in Umlauf sind.

Das Schriftchen wird manchem willkommen sein, denn es bildet in der Tat einen belehrenden und ergötzenden Beitrag zur Volkskunde und Kulturgeschichte, der unter dem Gesichtspunkt der Gegenwart eine besondere Bedeutung erhält.

W. Moog.

**L. Günther, Die deutsche Gaunersprache.** Leipzig, Quelle & Meyer. 1919. XVIII + 238 S.

Aus Anlass des 60. Geburtstages L. Günthers brachte die Tägliche Rundschau (Unterhaltungsbeilage vom 15. April 1919) einen Aufsatz, in dem sie vor allem seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten würdigte.

Kürzlich hat auch Fr. Kluge in der Neuauflage seines Büchleins „Unser Deutsch“, Leipzig 1919<sup>4</sup>, S. 67 der rotwelschen Forschungen des Giessener Gelehrten sehr anerkennend gedacht. Günther ist von Haus aus Jurist. Auf der Grenze zwischen Rechts- und Sprachwissenschaft sehen wir ihn in „Recht und Sprache“, Berlin 1898, und in der wertvollen Arbeit „Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache“, Strassburg 1903. Von Bedeutung für ihn sollte die Beschäftigung mit Kluges Rotwelschem Quellenbuch werden, das er in dieser Zeitschrift anzeigte. Einen Vortrag liess er in bedeutend erweiterter Form 1905 als Buch erscheinen: „Das Rotwelsch des deutschen Gauners“; seitdem ist er auf diesem engeren Gebiete unermüdlich tätig. In wissenschaftlichen Zeitschriften hat er wichtige Arbeiten vorgelegt, und in mehr allgemeinverständlicher Art hat er die Gaunersprache in verschiedenen angesehenen Tagesblättern behandelt. Für den, der sich eingehend mit Rotwelsch beschäftigte, war es nicht immer leicht, der Aufsätze habhaft zu werden, und so begrüssen wir es dankbar, dass sie uns Günther jetzt gesammelt aufs neue beschert. In der Einleitung bespricht er Max Bauers gewiss nicht einwandfreie Bearbeitung von Avé-Lallemants bahnbrechendem Werke und Ernst Bischoffs knappes, aber trotz mancher Schwächen wertvolles Wörterbuch. Ruhig und sachgemäss (und das berührt besonders angenehm) weist er Bischoffs scharfe Angriffe zurück; seltsam ist es ja, dass Bischoff die kleineren Arbeiten Günthers in Gross' Archiv nicht zu kennen scheint, in denen dieser viele der im „Rotwelsch des deutschen Gauners“ vorgetragenen Ansichten berichtigt hat. Für die Buchausgabe ist der Aufsatz über das Geld und die Münzen wesentlich gekürzt, während die übrigen Abhandlungen teils in der eigenen Darstellung, teils in den Anmerkungen nicht unerheblich erweitert wurden. Das Ganze ist in vier Hauptteile zerlegt, von denen der erste der deutschen Gaunersprache und verwandten Geheimsprachen, der zweite der Kundensprache, der dritte der Sprache der Scharfrichter und der vierte der deutschen Gaunersprache (mit Berücksichtigung der Geheim- und Berufssprachen) gewidmet ist. Eine Fülle von Stoff ist hier zusammengetragen und übersichtlich unter gewissen Gesichtspunkten behandelt. Jeder der Aufsätze bildet eine Einheit für sich; dabei war es natürlich nicht zu vermeiden, dass gelegentlich Wiederholungen stattfinden, nicht nur in den einleitenden Bemerkungen, sondern auch bei der Wahl der Beispiele. Die auf tiefen und ausgedehnten Sprachkenntnissen beruhende Arbeit macht überall den Eindruck grösster Gewissenhaftigkeit. Auch auf die äussere Form ist, wie stets bei Günther, viel Sorgfalt verwendet. Die Anmerkungen sind reich, erdrücken aber nicht, wie in „Recht und Sprache“, die Darstellung; von ihrem Wert mögen die Zeilen über „Kohldampf“ S. 115, A. 24 Zeugnis ablegen. Das Wort begegnet übrigens auch in der schlesischen Schülersprache, die jedoch die Wendung „Kohldampf schieben“ nicht kennt. Die neuere Soldatensprache wird in den drei Aufsätzen des letzten Abschnittes eingehend berücksichtigt. Die bekannten Schriften von Horn, Bergmann usw. sind hier dankbar benutzt, während Ahnerts „Sprühende Heeressprache“, deren Titel schon böse nach Reklame schmeckt, auf selbständigen wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch